Zeitschrift: Schaffhauser Beiträge zur vaterländischen Geschichte
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Schaffhausen
Band: 33 (1956)

Artikel: Johann Conrad Peyer
Autor: Schellenberg, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-841407

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Johann Conrad Peyer

* 13. Dezember 1707 in Schaffhausen. † 13. Dezember 1768 in Schaffhausen

Johann Conrad Peyer, einziges Kind seines gleichnamigen Vaters und der Gertrud, geb. Ziegler von der Münz, Enkel des ebenfalls gleichnamigen berühmten Mediziners und Forschers auf anatomischem und zoologischem Gebiet, war der einzige bedeutende Schaffhauser Dichter des 18. Jahrhunderts und einer der ganz wenigen Dichter überhaupt, die unser Kanton hervorgebracht hat. Während sich nur spärliche Nachrichten über seine näheren Lebensschicksale erhalten haben, spiegeln seine Gedichte deutlich das Bild des sympathischen Menschen und redlichen Patrioten wider.

Durch Lateinschule und Collegium humanitatis auf die Hochschule wohl vorbereitet, verließ Peyer im Frühjahr 1727 seine Vaterstadt, um in Marburg die Rechte zu studieren. Diese Stadt besaß damals eine der angesehensten Universitäten. Insbesondere lehrte an ihr der große Aufklärungsphilosoph Christian Wolff, der, auf Leibniz fußend, auf die studierende Jugend eine ungeheure Anziehungskraft ausübte. Peyer, für den Marburg das große Erlebnis seines Daseins wurde, spricht von «Hessens Lahn-Athen» immer in Ausdrücken hoher Begeisterung. Er nennt es «die Freystadt keuscher Musen» und «der Weißheit Thron und Themis Heiligtum» und fordert die Regenten auf, an der dortigen juristischen Fakultät sich ihre Rechtsgutachten zu holen.

Obwohl nichts weniger als ein Mucker, vielmehr einem fröhlichen Studentenleben zugetan, schloß er seine juristischen Studien bereits Ende 1729 mit der Lizentiatsdisseration «De differentiis municipiorum romanorum et urbium germanarum mediatarum», in welcher er die unterschiedliche Rechtsstellung der römischen und germanischen Städte abhandelte, mit Auszeichnung ab. Sie erschien noch im gleichen Jahre in Marburg im Druck. Daß aber Peyer, wie nicht anders zu erwarten, neben dem Brotstudium auch den Dichter zu seinem Rechte kommen ließ, erhellt aus einer der beigedruckten Gratulationen, die sein Verdienst um die Jurisprudenz ausdrücklich «éclairé par les belles sciences» nennt, und der Dekan der juristischen Fakultät, dem er anläßlich der Ernennung zum Dekan eine schwungvolle Ode gewidmet hatte, testiert

ihm sogar, daß er für die Dichtkunst «nicht nur herangebildet, sondern geboren» sei.

Peyers ursprüngliche poetische Begabung, die sich schon früh gezeigt hatte, gelangte in der lebendigen Universitätsstadt, in der es an vielseitiger Anregung nicht fehlte, vollends zum Durchbruch. Eine gewisse dichterische Veranlagung hatte bereits in der nahen Verwandtschaft einige Blüten gezeitigt. So wissen wir von seinem Vater, obgleich wir sonst von ihm soviel wie nichts wissen, daß er Gelegenheitsverse machte, und von einem Großonkel sind einige Gedichte erhalten geblieben. Schon durch seine Schaffhauser Lehrer in Literaturgeschichte unterrichtet, kam Peyer in Marburg mit den neueren Strömungen der deutschen Literatur in Berührung. Wie bekannt, bot diese in der vorklassischen Periode, in welche seine Entwicklung fiel, ein wenig erfreuliches Bild. Er selber rief später den deutschen Poeten zu: «O wagt, versucht es doch, was eignes aufzuweisen!» statt ewig ausländische Vorbilder nachzuahmen. Immerhin gab es auch ein ehrliches Suchen und Tasten nach eigenen Formen und ein leidenschaftliches Ringen um die Grundbegriffe der Poesie, wie es dann der Kampf der Schweizer gegen den Geschmacksdiktator Gottsched enthüllte. Peyer ist ein typischer Repräsentant seiner Zeit; wir finden bei ihm ihre Strömungen und Formen wie auch ihre Vorbilder. Beim Druck seiner Gedichte ließ er manches weg, was er in jüngeren Jahren geschrieben hatte und «allzu Lohensteinisch klingen möchte: damit ich ja meine Leser nicht belästige». Schon in Marburg rückte er vom lüstern-sentimentalen Schwulststile der zweiten Schlesischen Dichterschule und ihren Tonangebern Lohenstein und Hofmannswaldau ab, um sich besseren Vorbildern zuzuwenden. Als solche sind zu nennen der preußische Freiherr von Canitz, Satiriker im Stile Boileaus, der sorgenfreie Hamburger Brockes, dessen «Irdisches Vergnügen in Gott» in feinsinnigen Naturschilderungen und Kleinmalereien die zweckmäßige Einrichtung dieser besten aller Welten und ihren Schöpfer pries, der unglückliche, durch tiefes Gefühl ausgezeichnete Schlesier Günther und später vor allem der Berner Albrecht von Haller. Dennoch finden sich in Peyers Gedichten noch da und dort Anklänge an die Lohensteinische Richtung, und ein 1730 gedrucktes Hochzeitsgedicht «Die von der Tugend besigte Liebe», das übrigens eine der ersten poetischen Schilderungen des Rheinfalls enthält, ist noch ganz in ihrem Stile geschrieben.

Nach abgeschlossenem Rechtsstudium verblieb der Jüngling noch

bis Frühling 1730 in Marburg. Die Heimreise ging, mit mehrtägigen Zwischenhalten, über Frankfurt, Heidelberg und Straßburg. In Basel, wo er ebenfalls noch zu verweilen gedachte, erreichte ihn die Aufforderung seines Vaters, die Rückkehr zu beschleunigen, da ihn daheim böse Zungen seines Lebenswandels wegen angeschwärzt und verleumdet hatten, denn «der freye Purschen-Lauff ist ungemein verhaßt», und «des Neyds Vergrößrungs-Glaß macht Mücken aus dem Floh». Mit höchst gemischten Gefühlen langte der junge Musensohn in der Stadt seiner Väter und «unserer gnädigen Herren» an. Mit Widerwillen gedachte er der Verpflichtung, die des heimgekehrten Juristen harrte, mit «verstellten Minen» «gezwungne Staats-Visiten» zu machen und sich den Machthabern der kleinen Republik der Reihe nach vorzustellen, um bald mit irgendwelchen Pöstchen und Funktionen betraut zu werden.

Nach solchen stand aber sein Sinn gar nicht. Statt von einer öffentlichen Karriere, wie man sie von ihm erwartete, träumte er davon, in stiller Zurückgezogenheit seinen poetischen Neigungen zu leben und als unbeteiligter Zuschauer die Welthändel aus der Ferne zu beobachten und zu glossieren. Es war der große Glücksfall seines Lebens, daß die Familie Peyer in Wiesholz, östlich von Ramsen, einen prächtigen Landsitz besaß, in den er sich jederzeit zurückziehen konnte, wenn ihm die Stadtluft zu dick wurde. Dieses Gut, am Abhang des Schienerberges gelegen und vom Volksmund heute «Schloß» genannt, war bereits vom Großvater, dem Arzte, auf den Vater übergegangen und seinerzeit vom Amt Sankt Agnesen in Schaffhausen erkauft worden. Es bestand aus einem Herrschaftshause, dessen von Ulmen und Linden beschatteten Garten eine hohe Mauer einschloß, und einem Bauerngehöft und umfaßte zu des Dichters Zeiten rund 204 Jucharten Land. Hier, in diesem Paradiese, verbrachte er seine glücklichsten Stunden. So oft es sich machen ließ, floh er, dem die Amtsgeschäfte ein Greuel waren, nach Wiesholz «zurück zur Natur», um hier als freier Landjunker, unbehelligt von lästigen Verpflichtungen, in Naturbetrachtung und Beschäftigung mit der Poesie jenes wahre Vergnügen zu finden, das er ersehnte. Nur ungern schloß er sich im Winter «als wie die Schneggen» in die Stadt ein, wo er das väterliche Haus zum Türmlein, Vorstadt 64, bewohnte. «Lieder, Kiel und Buch» sowie ein treuer Freund halfen über die trübe Jahreszeit hinweg. Sobald aber die ersten Frühlingslüfte wehten, ging es wieder hinaus nach Wiesholz.

Die Mitte der Dreißigerjahre brachte einige Veränderungen in Peyers persönlichen Verhältnissen. 1735 starb sein Vater. Im gleichen Jahre verheiratete er sich mit der Verwandten Sabina Peyer von der Meise, welcher Ehe in der Folge drei Töchter und ein Sohn entsprossen. Ein Jahr darauf erfolgte sein Eintritt in ein öffentliches Amt, indem er vom Rat zum Urteilsprecher, d.h. zum Mitglied des Stadtgerichts, dem die Zivilgerichtsbarkeit erster Instanz unterstellt war, gewählt wurde. Dieses Amt eröffnete gewöhnlich die Laufbahn des jungen Politikers, nachdem er sich vorher auf den verschiedenen Kanzleien freiwillig in die Geschäfte eingearbeitet hatte. Es war keine glänzende Wahl, denn sie erfolgte genau mit dem absoluten Mehr, was darauf hindeutet, daß sich der Einzelgänger und Satiriker bei den gnädigen Herren keiner besonderen Gunst erfreute.

Peyer war nämlich nicht nur ein versponnener Schwärmer und Idylliker, vielmehr war seiner poetischen Ader von Anfang an eine satirische beigesellt. Dem von der Wolffschen Philosophie aufgeklärten lebhaften Geiste sagte die Luft nicht zu, die damals in Schaffhausen wehte, wo man auch seinen poetischen Neigungen wenig Verständnis entgegenbrachte. Den aufkeimenden neuen Ideen jener vorrevolutionären Zeit zugetan, verherrlichte er, wie nachher Rousseau, die persönliche Freiheit als «das schönste Kind auf Erden», das «den Rang mit Recht vor allen hat». Das verknöcherte Regierungssystem des ancien régime, Vetterliwirtschaft, Aemtlijagd und Stimmenkauf reizten ihn zu satirischen Ausfällen, die selbst vor unsern gnädigen Herren nicht haltmachten. Seiner Satiren wegen nennt ihn Emil Ermatinger «einen kecken und manchmal hitzigen Gesellen», und Haller meint in einer Besprechung seiner Gedichte in den «Göttingischen Zeitungen von gelehrten Sachen» (1749, S. 101f.), «es scheine, die Natur selber habe den Herrn Peyer zu dieser gefährlichen Art von Poesien gelokt, bey welcher man das Unglüke hat, daß der Haß von den wenigen, die man erzürnt, weit mehr schadet, als das Vergnügen von vielen, die man damit belustiget». Wie gefährlich sie war, sollte Peyer am eigenen Leibe erfahren. 1738 wurde er vom hochentrüsteten Kleinen Rate wegen eines Spottgedichtes, das «um so mehr Unruhe erweckt», als er «mit dem injurosen Scriptum die allhiesige dermahlen und von 50 Jahren her gewesene Regierung mit vielerlei schimpflichen Zulagen angezapft und durchgezogen», mit 80 Talern gebüßt. Eine dreitägige Gefängnisstrafe wurde ihm nachträglich erlassen. Das

anstößige «Carmen» mußte dem «Vulcano» geopfert werden und ist nicht mehr erhalten.

Obgleich Peyer seine Unbotmäßigkeit umso übler vermerkt und nachgetragen wurde, als sie von einem Angehörigen der regierenden Geschlechter stammte, konnte ihn die adelige Gesellschaft zun Kaufleuten, der er angehörte, 1741 in den Großen Rat befördern. Weitere Aemter und Ehrenstellen erlangte er nicht; offenbar hatte er auch kein Verlangen darnach, denn er empfand es als lästigen Zwang, «das Rahthaus zu begrüßen». Dennoch scheint ein Gefühl der Zurücksetzung seine satirische Ausfälligkeit befördert zu haben. Mit dem Anwachsen der Familie und der Familienlasten bemerkte er jedoch, wie sehr sie ihm und seinem Fortkommen schadete. Damit begann ein langwieriger Kampf gegen seine Spottsucht, mit dem Ziele, sie in unschädliche Bahnen zu lenken, um zu keinen obrigkeitlichen Beanstandungen mehr Anlaß zu geben. Er gelobte, sich zu bessern und durch die «vergiftende Brut von beißenden Satyren», die ihm «Ruh, Gunst und Geld gestohlen», nicht länger verführen zu lassen, und verstieg sich sogar dazu, die obersten Schaffhauser Regenten anzusingen und um Vergebung zu bitten. In einem Gedicht «Wider die Satyren», das aber diese Gattung vielmehr verteidigt als verurteilt, nahm er sich vor, falls er angesichts der Schlechtigkeit der Welt doch nicht schweigen oder gar mit den Wölfen heulen dürfe, sich wenigstens größerer Objektivität zu befleißigen und jede persönliche Spitze zu vermeiden. Trotz bester Vorsätze unterlag er aber immer wieder der fatalen Neigung, wie das folgende, bisher unveröffentlichte Gedicht bestätigt; es findet sich von unbekannter Hand in einem Manuskript der Stadtbibliothek von 1786 (D 87) aufgezeichnet.

Gemälde Schaffhausens,

wie es war und noch ist, verfertigt im Jahr 1748, von Junker Ratsherr Peyer, im Thürmlein; vom Verfasser seinem Freund, Herrn Diacon und Professor Johann Melchior Hurter, in der 9ten Ehegerichtssitzung übergeben.

Mein Freund, wie heißt der Staat wo Redlichkeit verscheuchet,
Und nur der Böswicht gilt, der vor den Großen schleichet?
Wo man die Kunst versteht durch schlaues Processieren,
Die Diebe zu befreyen und Huren zu laviren;
Und wo im Gegentheil der Mann von Biderkeit

Die Rach des Richters trift für seine Offenheit?
Wo man das Urtheil nur zu Gunst der Vettern spricht;
Und oft der dümmste Kopf hoch sitzet im Gericht,
Wo man *den* weise nennt, der Schelmereyen übt,
Und der gehasset wird, der strenge Ordnung liebt;
Wo man des Eides lacht, und nur zum Scherz ihn leistet?
Wo Alles ungestraft zu stehlen sich erdreistet,
Der Staat ohn' innern Werth, und der nur glänzt von außen?
Mein Freund, was räthst du lang? kennst du denn nicht
Schaffhausen?

Im gleichen Jahre 1748, in dem er dieses Gedicht verbrach und in den «Bremer Beiträgen» die ersten drei Gesänge von Klopstocks «Messias» erschienen, entschloß sich Peyer endlich, von Freunden dazu gedrängt, seine Gedichte im Drucke herauszugeben. Sie erschienen in einem Bändchen von 254 Seiten unter dem Titel «Deutsche Gedichte. Von Johann Conrad Peyer, des Großen Rahts. Schaffhausen, gedruckt bei Johann Adam Zieglers seel. Wittib.» In der Vorrede entschuldigt er sich wegen allfälliger Sprachfehler und Härten mit seiner Schweizer Mundart; gute Gedanken seien das Vornehmste. Der Inhalt gliedert sich in geistliche, satirische und vermischte Gedichte, wozu noch einige Trauergesänge und «Verliebte Gedichte», die er «in frömdem Namen» verfaßte, kommen. Den größten Raum nehmen die geistlichen Gedichte ein, die zur Hauptsache noch in Marburg entstanden sind und zumeist in einfachen und etwas farblosen Umschreibungen von Bibelstellen bestehen. Jakob Bächtold nennt sie die «unerheblichsten». Immerhin finden sich darunter, wo sich der Dichter dem schlichten Volkslied nähert, statt sich der kunstvollen italienischen Kantatenform mit Arie und Rezitativ oder der Sonettform zu bedienen, auch echt lyrische und unmittelbar ansprechende Klänge, so in den an gute Kirchenlieder erinnernden Morgen- und Abendgedichten. Am glücklichsten gelang ihm die Nachahmung Brockes in der zu seiner Zeit viel gelobten und zitierten «Betrachtung über ein Kornfeld».

Die satirischen Gedichte, in denen Peyers Hauptstärke liegt, beanspruchen etwa halb soviel Raum. Obgleich er nach den gemachten Erfahrungen die heikelsten weggelassen haben dürfte, enthält die Sammlung ihrer noch genug, an denen man in Schaffhausen nicht eitel Freude empfinden konnte. Im Vorworte kommt er ebenfalls auf diese seine Dichtersünden zu sprechen und be-

teuert keck: «Ich ehre und liebe meinen Nächsten, sonderheitlich aber die Regenten; und scheue mich von Hertzen, die Götter der Erden anzutasten», vielmehr verdecke er «die Gebrechen derer Landes-Vätern mit ehrerbietigem Schweigen, wie es treuen Kindern gegen ihre Eltern zustehet». Immerhin fand er es für angezeigt, einigen Stücken «zu meiner Sicherheit» das Jahr ihres Entstehens beizufügen. An der Spitze der satirischen Gedichte steht gleich ihr bestes, «Lob des Landlebens» überschrieben, in dem er der Entartung und Unnatur der Städte die stillen Freuden und die Sitteneinfalt des Landes gegenüberstellt. Dieses Thema wird in der Folge mehrfach abgewandelt, ohne daß der Dichter in den Fehler verfällt, ein arkadisches Schäferleben aus der Phantasie herzuzaubern. Der Sittenverderbnis der Zeit stellt er, in Anlehnung an Haller, die alten Eidgenossen entgegen. Er wettert wider die Kleiderpracht der Männer und möchte die einstigen Heldenväter aufrufen, um den Schimpf zu rächen, kommt aber zum Schluß, daß sie «in dem welschen Rock den Enckel nimmer kennen» würden. In einer «Nachahmung der 13. Satire Juvenals» findet er, wenn einer noch nach seiner Ueberzeugung wähle oder als Richter die Gründe abwäge, statt nach Geld und Ansehen der Person zu urteilen, dann gehöre er als größte Rarität in die berühmten Chroniken des Schaffhausers Rüeger oder des Berners Lauffer. In edlem patriotischem Eifer würde seine Muse gerne Heldenlieder singen, doch fühlt er sich dieses hohen Zieles leider unwürdig; auch müßte er mit der Kerze in der Hand, wie Diogenes, die alten Schweizer im neuen Schweizerlande suchen. — Unter den vermischten Gedichten endlich finden sich vorwiegend Gelegenheitsgedichte, von denen einige, außer ihrem poetischen Gehalte, auch biographisch wertvoll sind.

In seiner Vorrede befaßt sich Peyer in längeren Ausführungen mit dem Dichterkriege zwischen dem Leipziger Gottsched und den Zürchern Bodmer und Breitinger, der von beiden Seiten überaus heftig geführt wurde, und verurteilt ihn, weil er mehr schade als nütze. Dadurch lud er den Zorn Bodmers auf sich, der sich noch mehr dadurch verletzt fühlte, daß er in einem Gedichte von 1741 auch Gottsched, nicht aber ihn, unter den Poeten aufführte. Der empfindliche Herr beeilte sich, Peyer in einer Rezension seiner Gedichte in den «Zürcher freymüthigen Nachrichten von neuen Büchern» (1748, S. 293f.), in Anspielung auf seine Satire «Abschied an die Musen» den Rat zu erteilen, der Muse im Ernst den

Abschied zu geben, da es ihr an feurigem Schwung wie an Neuheit der Gedanken fehle. Dieser verärgerten Besprechung steht die bereits erwähnte Hallers gegenüber, die auf einen anerkennenden Ton gestimmt ist; nebenbei erteilt sie Peyer wegen Verspottung des Pietisten Zinzendorf und einiger derben Stellen einen leisen Tadel und schließt: «Wir sehen, daß der Verfasser zur Dichtkunst von der Natur gewidmet worden, obwohl wie bei vielen großen Meistern er die besonderen Züge, Schatten, Licht und Farbe nicht langweilig ausgemahlet hat.» Beinahe 150 Jahre später hat dann erstmals JAKOB BÄCHTOLD in seiner *Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz* unsern Dichter im literargeschichtlichen Zusammenhange gewürdigt. Insbesondere anerkennt er, Peyer verfüge «über eine nicht gewöhnliche Sprachgewandtheit, und seine Verse fließen leicht dahin». Dies trifft namentlich auf seine bevorzugte Versform, den Alexandriner, zu, den er spielend handhabt, sodaß er bei ihm kaum je langweilig wirkt.

Peyer hat später nichts mehr veröffentlicht, obgleich er noch zwei Jahrzehnte lebte und auch dichtete. Einerseits mögen ihn die Neuerscheinungen und Umwälzungen in der deutschen Literatur davon abgehalten haben; anderseits traten Schicksalsschläge an ihn heran, die seine poetische Produktion hemmten. 1751 wurde ihm seine Gattin und zwei Jahre später eine siebzehnjährige Tochter entrissen. Wiesholz war bereits 1747 in fremden Besitz übergegangen; der Dichter hatte also sein geliebtes Tusculum schon mehr als zwanzig Jahre vor seinem Tode endgültig verlassen. Von seiner letzten Lebensperiode ist wenig bekannt, und leider ist auch seine spätere poetische Produktion nicht erhalten geblieben. Der sichtbare dichterische Ertrag seines Lebens beschränkt sich daher auf die «Deutschen Gedichte».

Quellen: J. WEINGARTNER, *Der Schaffhauser Dichter Johann Conrad Peyer*, in: Schaffhauser Jahrbuch, 1926. — R. FRAUENFELDER, *Geschichte der Familie Peyer mit den Wecken*, 1932. — JAKOB BÄCHTOLD, *Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz*, 1892. — EMIL ERMATINGER, *Dichtung und Geistesleben in der deutschen Schweiz*, 1933.

ERNST SCHELLENBERG